



Unterhaltungsblatt

Illustriertes

Wöchentliche Beilage zur
Chorner Ostdeutschen Zeitung.
 Verlag der Buchdruckerei der Chorner Ostdeutschen Zeitung, G. m. b. H., Chorn.

1902. * № 44.

Ihr Richter.

Novelle von E. Merk.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

In der Hütte blieb es dunkel, obwohl an dem langen Junitage die Sonne noch am Himmel stehen mußte, und als der Professor sich anschicken wollte, den Heimweg anzutreten, sagte die Sennerin warnend: „Es wird gleich wieder losgeh'n, Herr! Uebers Kreuz herüber kommen die Wolken, und wenn 's übers Kreuz herüberkommen, dann hör't's die ganze Nacht nit auf mit dem Regnen!“

Sie behielt recht. Ein Sturm fogte zur Thür herein, die er öffnete, und wieder klastete es an die Scheiben in toller Wucht.

„Sie sehen, gnädige Frau, das sind Gewalten, denen ich mich fügen muß. Ich hätte Ihnen gerne den kleinen Raum allein überlassen. Nun müssen Sie mich wohl dulden.“

Sie wunderte sich im stillen, daß es ihr bei der hochgradigen Menschenscheu, die sie in all den letzten Monaten empfunden hatte, nicht peinlicher war, seine Gesellschaft in der kleinen Hütte ertragen zu müssen. Freilich, es war unvermeidlich, daß sie bei diesem ersten eingehenden Gespräch, das sie nach langer, langer Zeit wieder mit einer Persönlichkeit aus ihren Lebenskreisen führte, ein paarmal in Verlegenheit geriet und zu einer Lüge gezwungen wurde.

Der Professor bemerkte: „Wie wenig Dialekt Sie sprechen! Sie können unmöglich aus Süddeutschland sein.“

Fast hätte sie erwidert: „Ich war bis vor kurzem in Amerika,“ als ihr noch zur rechten Zeit einfiel, Ella Hoffmann habe seit vier Jahren in Hamburg gelebt. Schüchtern nur erwähnte sie die Hafenstadt im Norden, in banger Befürchtung, er sei am Ende dort besser bekannt als sie; er konnte sie nach Menschen oder Dingen fragen, die ihr völlig fremd waren. Zum Glück war er nie in Hamburg gewesen. Sie gab sich nun alle Mühe, ihn zum Sprechen zu veranlassen, um über sich selbst schweigen zu können.

Da sie voll Interesse nach seinem Leben fragte, hatte sie bald erfahren, daß er als Germanist an der Münchener Hochschule dozierte. Seine Wissenschaft schien ihn aber nicht einseitig auszufüllen, er hatte sichtlich viel Sinn für Kunst und Litteratur. Eine Andeutung, die ihm gesprächsweise entschlüpfte, veranlaßte sie zu dem lebhaftesten Ausruf: „Ah, Sie sind auch Schriftsteller?“

„Ach ja, ich habe ein Buch über das Volksleben in den deutschen Alpenländern herausgegeben,“ sagte er mit einem bescheidenen Lächeln. „Es hat mir viel unverdienten Lob eingebracht.“

Er sagte das mit einem so treuherzigen Tone, seine dunklen Augen blickten so klar und gutmütig, mit einer fast kindlichen Offenheit aus dem braunen Gesicht mit dem schon leicht angegrauten Vollbart, daß sie immer wärmeres Wohlgefallen und wachsendes Zutrauen für ihren neuen Bekannten empfand.

Er hatte sie gefragt, für wen sie Trauerkleider trage. Als sie erwähnte, daß sie bei einem Eisenbahnunglück die Schwester verloren, daß sie selbst die Schrecken des Zusammenstoßes miterlebt, schien er ein lebhaftes Interesse zu empfinden. Aber er sah, daß das Thema ihr peinlich war, und brach sofort ab. Dann ließ er es sich nicht nehmen, vor der Hütte draußen seine Zigarre zu rauchen,

in dem „Kreister“ angeboten, einem nach vorne offenen Verschlag in dem Hüttenraum. Neben dem Herde wurde für den Herrn eine Lagerstatt hergerichtet. Toni schlief schon im Heu, und die Sennerin meinte, sie finde im Stall ein warmes Unterkommen.

Es blieb nichts übrig, als sich in dem dunklen Raum, in dem Kienspan und Herdfeuer erloschen waren, zur Ruhe zu legen. Der Schlaf wollte sich freilich nicht auf Helenens Augen herabsenken. Sie horchte auf das Fallen der Regentropfen, auf das Windrauschen, auf die gewaltige Stimme der Hochgebirgsnatur. Trotz des schlechten Lagers, trotz des Unwetters war es ihr behaglich, heimatisch zu Mute.

Manchmal verriet ihr eine leise Bewegung, ein Hin- und Herwenden, daß auch ihr mit hierher verschlagener Schicksalsgenosse nicht schlief.

Wie merkwürdig! Wie sie vom Zufall zusammengewürfelt wurden! Zwei Menschen, die sich gestern noch nicht gekannt hatten, die nun einander so nahe die Sturmnacht zusammen durchwachten. —

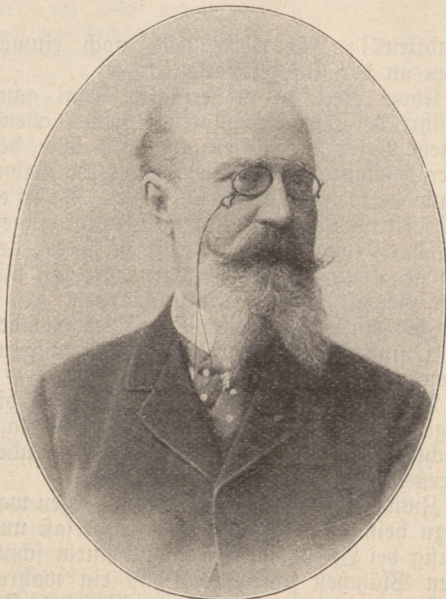
Ein helles Blitzen durch die kleinen Gitterfenster weckte sie aus dem Schlaf, in den sie gegen Morgen versunken war. Der Professor mußte schon leise hinausgeschlichen sein, um ihre Ruhe nicht zu stören. Sie konnte sich ungestört etwas zurecht machen, die langen blonden Haare kämmen, die von Heu durchwürt waren.

Er kam erst wieder herein, als er sie vor der Thür stehen sah, in voller Bewunderung des überraschend schönen Morgens.

„Nun steigen Sie doch auch nicht hinunter ins Thal, gnädige Frau!“ sagte er, sie vergnügt begrüßend. „Es wäre jammerschade. Ich möchte Sie gerne einen wunderbaren Weg dort oben über den Grat führen, wenn Sie sich mir anvertrauen wollten. Allerdings kann ich Sie, wie Sie wissen, nur mit trockenem Brot und Schokolade bewirten. Aber bis Mittag werden wir ein Unterkunftshaus erreichen.“

Sie war mit Freuden bereit. Nach einem heiteren Frühstück mit köstlichem Butterbrot — der Hüterbub war mittlerweile eingetroffen — wanderten sie mit dem Toni fort.

Ein auserlesen schöner Tag, den sie zusammen auf der Höhe zubrachten. Eine Frische, eine Klarheit in der Luft, als wäre in dem Unwetter ein verjüngender Zauber über die Erde ausgegossen worden. Als sie



George Bihourd,
 der neue französische Volkshäxter in Berlin. (S. 317)

trotz des schneidenden Windes. Er wollte ihr offenbar nur Zeit geben, es sich für die Nacht drinnen ungestört so bequem zu machen, als es unter diesen Umständen möglich war. Die Sennerin hatte der Dame ihr eigenes Lager

abends im Thale Abschied nahmen, hatte Helene die Ueberzeugung, daß sie Freunde geworden seien.

4.

Gleich am nächsten Morgen schrieb sie an einen Münchener Buchhändler und bestellte das Werk von Professor Hausmann. Sie las es mit großem Eifer und wurde bald gewaltig davon gefesselt. Jetzt erst glaubte sie hier unten im deutschen Süden eine Heimat gefunden zu haben, jetzt erst traten ihr Art und Wesen des Alpenvolkes nahe und wurden ihr lieb und wert.

Seit ihren Backsichtagen konnte sie sich nicht mehr eines so mächtigen Eindrucks durch ein Buch erinnern. Wie gedankenreich, wie tief er war, der schlichte Mann, der so bescheiden auftrat, der ihr fast wortkarg und schweigsam erschienen war, wenn auch alles, was er sagte, ihr wie aus der Seele gesprochen

gewesen! Welche Fülle von feinen Beobachtungen er gemacht, welche Wärme, welche Liebe zum heimatlichen Land und Volk das Buch atmete! Nun beugte sie sich vor ihm in Bewunderung.

Wenn dieser Mann ihr Freund würde! Dann könnte sie Vergessenheit finden von all dem Häßlichen, das sie durchlebt. Er würde ihr ein neues, höheres Dasein erschließen, ihr ein Führer werden in eine reine, vornehme Welt, die sie immer geahnt, von der sie ein Abgrund getrennt hatte: ihre Ehe mit einem Menschen, den sie verachten mußte.

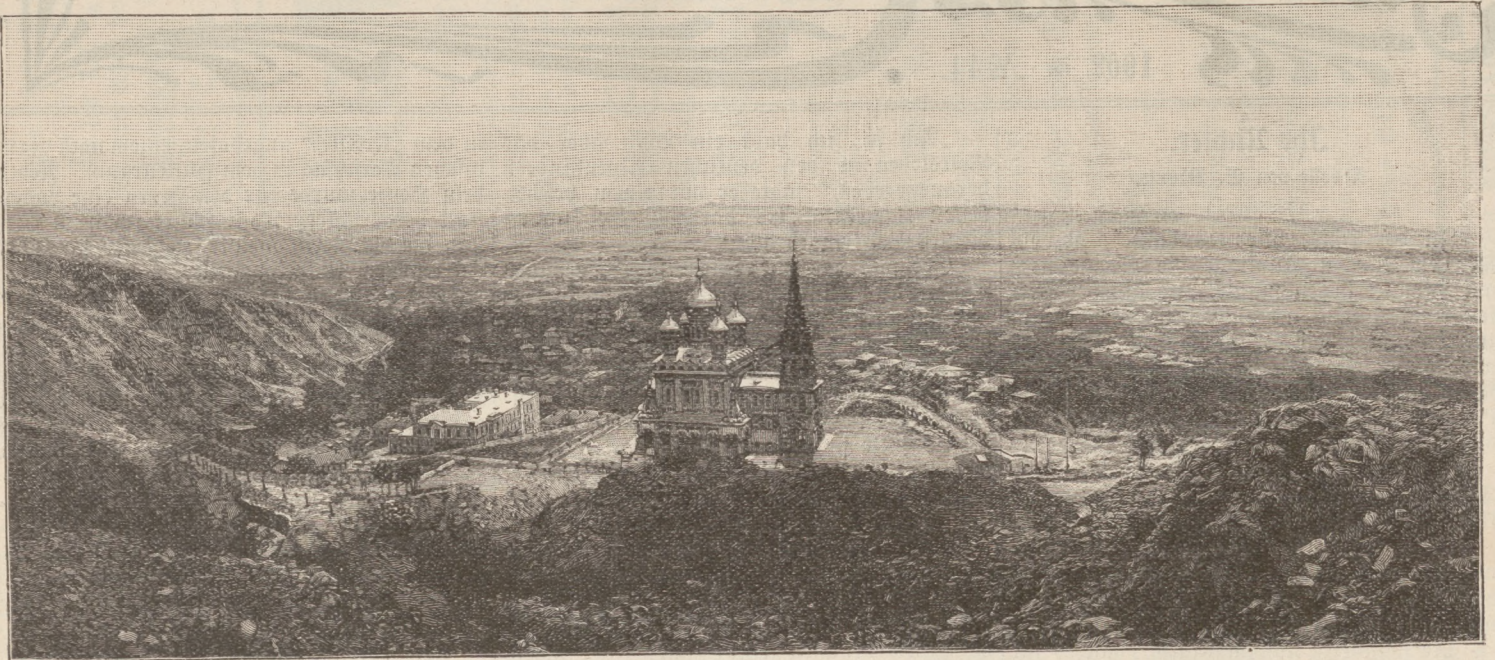
O hätte sie solch einen Mann früher gefunden, als sie noch frei war! Hätte ein solcher Mann sie geliebt! — Aber konnte es nicht noch sein?

Eine heiße Angst ergriff sie plötzlich, und sie schaute in ein Meer von Seelenleid. Es lag ja der Abgrund ihrer Ehe zwischen ihm

und ihr. Thatsächlich lebte ja ihr Gatte. Thatsächlich war sie nicht frei. Und wenn sie vor aller Welt auch mit fester Stirn behaupten wollte, daß sie Ella Hoffmann heiße und Witwe sei — ihn konnte, ihn durfte sie nicht betrügen.

Man rief und suchte nach ihr. Wirtschaftsforgen riefen sie ins Alltagsleben zurück. Wie weit ihre Gedanken sie fortgerissen hatten! Als ob sie ein junges Mädchen wäre, unerfahren, ungeprüft.

Eine bittere Ueberzeugung aber stand ihr nach dieser bewegten Stunde mit grausamer Klarheit vor Augen. Die wahre, die rechte Freiheit hatte sie trotz allem nicht errungen. Ihre Lebenslüge gab ihr nicht das Recht an Glück. Bei jedem Schritt aus ihrer Einsamkeit heraus erhob sich drohend wie ein Gespenst die Erinnerung an die Kette, die sie ja immer noch mit sich fortzuschleppte, unlösbar



Der Schiplapah mit der russischen Gedächtniskirche. (S. 347)
Nach einer Photographie von R. E. Curtius in Rußland.

nun, weil sie ja niemals mehr bekennen durfte, wer sie sei.

Aber es klang doch etwas Fröhliches, Trostreiches durch alle diese düsteren Gedanken: in den nächsten Wochen würde sie ihren neuen Freund oftmals wiedersehen, noch manche Stunde mit ihm verbringen. Er wohnte im August in dem nahen Traunstein. Weiter hinaus in die Zukunft wollte sie nicht blicken. Noch war es Sommer, noch leuchtete die goldene Sonne!

Auch ihm schien das Wandern mit ihr viel Freude gemacht zu haben. Schon an dem nächsten klaren Morgen holte er sie zu einem neuen Ausfluge ab. Dieses Mal hatte sie allen Grund, dem Beschützer dankbar zu sein, der sich mit mehr Nachdruck ihrer annehmen konnte als Toni. Der alte Gruber trat ihr wieder in den Weg, schwer betrunken, mit zudringlicher Unverschämtheit, und es bedurfte eines Mannes wie des Professors, um ihn in seine Schranken zurückzuweisen.

Der trinkene Alte bat um Verzeihung und schwur hoch und heilig, er werde die Dame nie wieder belästigen, er habe nur seinen Toni, seinen einzigen, lieben Buben sehen wollen, er sei ein armer, unglücklicher Mensch.

Aber als die beiden und auch der Toni außer Sicht waren, hob er drohend die Faust hinter ihnen und fluchte: „Die verdammten

Stadtleut! Ich werd' doch noch einmal einen an der Gurgel packen!“ —

Kurze Zeit darauf erzählte Toni ganz gerührt, der Herr Professor habe gestern Abend seinem Vater das Leben gerettet. Wie der Herr heimgegangen, sei der Vater am Bahndamm gelegen in schwerem Schlaf. Da sei er den weiten Weg noch einmal zurückgegangen ins Dorf, um den Hausknecht zu holen, der ihm geholfen, den Betrunkenen, der sich mit aller Gewalt wehrte, heimzuschleppen.

„So ein braver, guter Herr!“ meinte der Toni, und Helene lächelte den Burschen ganz besonders freundlich an für dieses Lob. —

Wochen voll Sonnenglut folgten, die jengend über den Felsen und Wiesen lag, Nächte von seltener Wärme, von funkelnder Sternenpracht.

Zum Herumwandern auf den Bergen war es zu heiß geworden. Der Professor saß nun häufig bei Helene im Garten an einem schattigen Plätzchen am Bach, das ein wahres Asyl geworden war, und verabschiedete sich erst des Abends. Wenn er bei ihr war, fühlte sie sich froh und heiter. In der Einsamkeit ward sie eine schwüle Angst nicht los.

Eine Nachricht aus Hamburg hatte sie in große Aufregung gestürzt. Der alte Herr Hoffmann und seine Frau waren in einigen Stunden der in der Stadt herrschenden Cholera erlegen, und bald nach dieser traurigen Kunde

gelangte an sie die gerichtliche Mitteilung, daß laut letztwilliger Verfügung Frau Ella Hoffmann, geborene Bodenhausen, eine Erbschaft von fünfmalhunderttausend Mark zufallen sollte.

Die Ankündigung eines großen Vermögens hatte wohl noch nicht oft solchen Schrecken hervorgerufen, wie er Helene bei dieser neuen Verwicklung ihrer Existenz erfaßte. Sie hatte schon die Zinsen, die von dem Hamburger Kaufhause, in dem Ella ihr Privatvermögen belassen, in vierteljährlichen Raten einliefen, nur mit Jaagen entgegengenommen und kaum gewagt, an die Summe zu rühren, die sie bei einer Münchener Bank deponierte. Freilich konnte sie sich in diesem Fall ja sagen, daß sie ein volles Recht an das Vermögen ihrer ohne Testament und ohne nähere Erben verstorbenen Schwester besitze. Nun lag die Sache aber anders. Nicht ihr, sondern der Schwiegertochter, für die sie sich fälschlich ausgab, galt die Hinterlassenschaft der Toten. Die alten Leute würden zweifelsohne ihr Testament geändert haben, wenn sie ihnen nicht Ellas frühen Tod verheimlicht hätte.

Ihr Entschluß war rasch gefaßt. Die volle Summe sollte in Hamburg bleiben als eine Stiftung für arme Waisenkinder von Ella Hoffmann. Auf diese Weise setzte sie der Schwester ein bleibendes Denkmal, und dankbare Herzen segneten noch ihr Andenken,

wenn sie selbst längst den geborgten Namen nicht mehr trug.

Die Angelegenheit, die sie zu vielen Briefen, ja zu einer Reise nach München nötigte, hatte ihr manche schlaflose Nacht, manche ernste Stunde gekostet. Der Professor traf Helene einmal ganz verweint und bleich und fragte teilnehmend, was sie betrübe. Sie sagte ihm wohl, ihre Thränen seien um die tote Schwester geflossen, aber sie suchte mit unverkennbarer Verwirrung jede weitere Frage über ihr Geschick abzulenken. Sie mußte ja ihre Sorgen allein tragen, mußte schweigen, auch vor dem Fremde.

Aber sie war in sehr weicher Stimmung, als er in den letzten Augusttagen seinen Abschiedsbesuch machte.

„Ich habe Ihr Versprechen, nicht wahr, gnädige Frau, Sie kommen für ein paar Wochen nach München? Nachdem wir zusammen in Naturschönheit geschwelgt, wollen wir auch miteinander Kunst genießen. Ich freue mich unendlich darauf, Sie herzuführen zu dürfen und vor Ihnen mit meiner Vaterstadt zu prunken. Denken Sie nur, welche Genüsse Ihrer haren: die Museen, die Galerien, die Sie noch nicht kennen, die Ausstellung, ein paar gute Opern.“

Er sprach in einem lustigen Tone; aber seine Heiterkeit klang etwas erkünstelt, als habe er Mühe, sich zu beherrschen. Forschend, in leidenschaftlicher Unruhe suchten seine Augen die ihren, und als sie ihm mit einem verwirrten „Auf Wiedersehen!“ die Hand reichte, hielt er sie lange, lange fest.

Zum erstenmal fühlten sie sich beide befangen. Er zögerte. Er suchte nach einem letzten Wort. Dann drückte er in größter Ergriffenheit einen Kuß auf ihre Hand und ging.

Es war ihm sichtlich schwer geworden, zu scheiden — sehr schwer. Einige Minuten lang fühlte sie nur eine stürmische Freude über seine unverkennbare Erschütterung, ein berauschesendes Glück. Mit heißen Augen sah sie ihm nach. Ihr Herz klopfte wild. Erst als die Bäume ihn verdeckten, vergrub sie mit einem rasenden Schmerz ihr Gesicht in ihre Hände.

Zu Ende — zu Ende! Es mußte ja zu Ende sein. Sie durfte ihn nicht wiedersehen. Fort mußte sie. In die Schweiz, nach Italien. Jeder Ort in der Welt war besser als dieses München, zu dem es sie hinzog wie mit tausend Fäden. Der wunschlose Frieden, die Freude an ihrer freien Einsamkeit, die sie im Frühjahr empfunden, lag hinter ihr wie ein verlorenes Paradies. Aber als dann nach einer Woche ein Brief von ihm eintraf, in dem er sie dringend bat, doch in die Stadt zu kommen, solange diese sich noch im Herbstglanze zeigte, da flatterten alle ihre festen Vorsätze in den Wind, und eines Tages löste sie doch eine Fahrkarte nach München.

„Nur für einen, höchstens für zwei Tage. Dann reise ich nach Italien,“ gelobte sie sich.

Um recht nahe an der Bahn zu sein, nahm sie ein Zimmer im „Rheinischen Hof“ und erklärte sofort, daß sie nur ganz kurz bleiben würde.



Wilhelm v. Oeschlhäuser †.

Illustrierte Rundschau.

Der neue französische Botschafter in Berlin, **George Bihourd**, ist im Jahre 1846 geboren, focht im deutsch-französischen Kriege und geriet in deutsche Gefangenschaft. Nach dem Kriege war er längere Zeit Präfekt in verschiedenen französischen Departements, trat dann in die Kolonialverwaltung ein und von dieser zur diplomatischen Laufbahn über, um 1886 als außerordentlicher Gesandter nach Tonking zu gehen. 1890 wurde er als Gesandter nach Lissabon, 1895 nach dem Haag geschickt. Er vertrat Frankreich bei der Haager Friedenskonferenz und wurde dann zum Botschafter in Bern ernannt, wo er sich durch sein bei allem Ernste weltmännisches und gewandtes Wesen sehr beliebt zu machen wußte. Die während der zwei Jahre seines Wirkens erzielte Besserung der französisch-schweizerischen Handelsbeziehungen ist zum großen Teile als sein Werk zu betrachten, und man darf annehmen, daß auch seine Thätigkeit in Berlin dahin gerichtet sein wird, das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich zu einem stetig friedlicheren und freundschaftlicheren zu gestalten. — Die Gedächtnisfeier, die jüngst Russen und Bulgaren zur Erinnerung an die vor 25 Jahren am Schipkapasse des Balkan ausgefochtenen furchtbaren Kämpfe gegen die Türken abgehalten haben, war ein eindrucksvolles und politisch bedeutungsvolles Ereignis. Als Vertreter des Zaren war Großfürst Nikolaus erschienen, der von dem Fürsten Ferdinand von Bulgarien selbst nach dem Schauplatz der Feier geleitet wurde. Den Beginn machte die Einweihung der **russischen Gedächtniskirche am Schipkapass**, eines großartigen Monumentalbaues in byzantinischen Stile, die auf dominierender Höhe unterhalb des Dorfes Schipla liegt, mit Fernblick auf die berühmten Rosengärten von Kasanlik. Ein zweitägiges Manöver gab ein Bild der letzten entscheidenden Kämpfe um den Besitz des Passes. — Auf seiner Besichtigung in Nieder-Walluf a. Rh. starb der bekannte Industrielle, Politiker und Shakespeareforscher **Wilhelm v. Oeschlhäuser**. Er war am 26. August 1820 in Siegen geboren, als Techniker und Kaufmann ausgebildet und begann seine öffentliche Laufbahn 1848 als Ministerialsekretär im Reichshandelsministerium. 1852 bis 1856 war er Bürgermeister in Mülheim a. d. Ruhr, 1883 wurde er geädelt, 1893 von der Universität Erlangen zum Ehrendoktor ernannt. Von 1878 bis 1893 gehörte er dem deutschen Reichstage an, auch war er Begründer und Präsident der deutschen Shakespearegesellschaft und Mitglied des Kolonialrates. — Fast gleichzeitig sind zwei kühne Nordpolarforscher, die vier Jahre lang in den Eisregionen des nördlichen Grönland gewelt haben, glücklich zurückgekehrt: der Norweger **Otto R. Sverdrup** mit seinem Schiffe „Fram“ und der Amerikaner **R. C. Peary** mit seinem Schiffe „Windward“. Unsere Karte zeigt den Weg, den sie zurückgelegt haben. Beide sind dem Pole nicht so nahe gekommen wie Nansen und Cagni, haben aber zahlreiche Schlittenexpeditionen in das Innere Grönlands und des bisher fast noch unbekanntes Ellesmerelandes unternommen und Aufzeichnungen und Beobachtungen von großem wissenschaftlichen Wert gemacht.

Franz Schuberts Geburtshaus in Lichtenthal bei Wien.

(Mit Bild auf Seite 348.)
In der Blüte des Lebens, in seinem 31. Lebensjahre,

ist der geniale Liederkomponist Franz Schubert am 18. November 1828 gestorben. Wie seine Lieder leben auch seine bedeutenden Instrumentalwerke fort, ohne daß der Hauch des Alters den Glanz ihrer Schönheit zu trüben vermöchte. Franz Schubert kam in der Wiener Vorstadt Lichtenthal zur Welt. Sein Vater war Lehrer an der dortigen Pfarrschule und bewohnte das kleine Häuschen, das auf S. 348 abgebildet ist. Bereits im Jahre 1808 spielte Franz ziemlich fertig Klavier und Violine, erhielt einen Platz als Singknabe der kaiserlichen Hofkapelle im Stadtkonvikt und wirkte dort in dem kleinen Orchester mit als erster Geiger, bald auch als Stellvertreter des Dirigenten. Von 1814 bis 1817 war er in Lichtenthal Gehilfe seines Vaters. Dann öffneten sich ihm weitere, glänzendere Lebenskreise und die Bahn zum Ruhm.

Am Allerseelentage.

(Mit Bild auf Seite 349.)

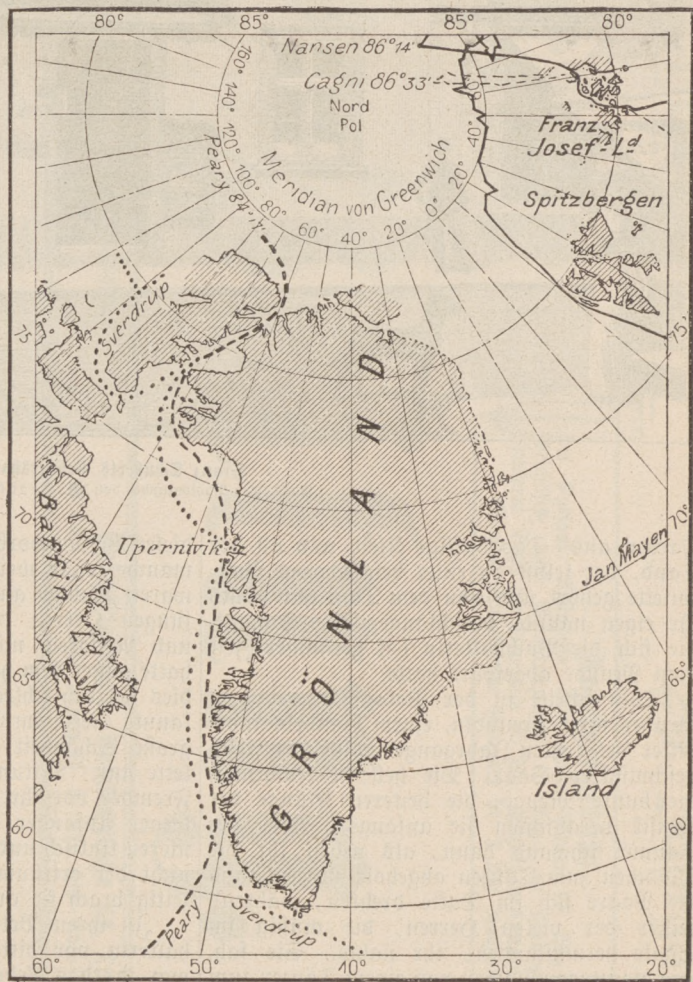
Auch auf den Sohn der Alpen üben die Berge eine mächtige Anziehung aus, aber was ihn zumeist hinaufreibt, ist weit weniger die Wanderlust als die Freude an der Jagd. Fast überall, wo Gemisreviere sind, ist das Wildern eine Landesfite, die sich gegen das Staatsgesetz auflehnt. Die Forstbeamten haben daher einen gefährvollen Dienst; ein feindlicher Zusammenstoß mit Wilderern bleibt kaum einem von ihnen erspart, und gar mancher Förster und Forstwart mußte schon im Kampf mit den Jagdfreulern sein Leben lassen. Nicht wenige von den „Marterln“, denen der Alpentourist auf einsamen Bergpfaden begegnet, sind solchen Opfern ihrer Pflichttreue gewidmet. Auch das junge Weib, das auf unserem Bild vor dem am Waldesabhang errichteten Kreuze kniet, hat ein solches Opfer zu betrauern. Allerseelen ist heute, und mit ihrem Kranz kam sie in die Wildnis hinaus, um an dem Kreuze zu beten.

Die Schranke.

Novellette von **Heinrich Vogel**.

(Nachdruck verboten.)

Mehrere Jahre hindurch ging über die Mariahilferstraße in Wien regelmäßig zwischen



Kart. Inst. Hamend Berlin W30

Karte der letzten Nordpolreisen Pearys und Sverdrups.

sieben und acht Uhr morgens ein junges Mädchen: zwölf Stunden später legte sie dieselbe Strecke in umgekehrter Richtung zurück. Wenn das Wetter gar zu schlecht war, fuhr sie mit der Straßenbahn. Ihre Haltung war abends ebenso aufrecht, ihr Gang genau so rasch und elastisch wie des Morgens; wenn sie aber unter eine der Gasflammen kam, merkte man einen müden Zug in dem jungen Antlitz.

Sie hatte Ursache, müde zu sein.

In einem Gold- und Silberlegierungsgeschäft verfab sie die Stelle einer Buchhalterin, Korrespondentin und Kassiererin. In dem kleinen, finsternen Raume, der immer künstlich erhellt werden mußte, durch den sie

ein frischer Luftzug wehte, denn das alte Haus befand sich in einer der engsten Gassen Wiens, in diesem trüben, düsteren Gemache stand das junge Mädchen in einem Glasverschlage hinter einem mächtigen Pulte, nahm Geld ein, buchte die Beträge und führte nebenbei den Briefwechsel des Geschäftshauses für spottschlechte Bezahlung.

Des Mittags ging Toni, so hieß die Buchhalterin, in ein Kosthaus, denn sie hatte kein Familienheim, sie war Waise. Abends saß sie in ihrem Zimmer, besserte Wäsche und Kleidung aus oder las in irgend einem Buche, das sie sich aus der Leihbibliothek geholt hatte.

So lebte sie seit Jahren, ein Tag entschwand wie der andere. Nur Sonntags besuchte sie eine ihrer Freundinnen aus der Schulzeit her, arm wie sie, auf Erwerb angewiesen gleich ihr.

Am Anfang des Winters hatte Toni sich fest vorgenommen, einmal im Sophiensaal zu tanzen. Sie stand vor Abschluß ihres vierundzwanzigsten Lebensjahres und wollte sich, da sie nach ihrer Meinung doch nicht mehr lange jung sein werde, einmal unterhalten. Mit einer Freundin, die Mutter und Bruder besaß, gedachte sie den Ball der Donauidampfschiffsfahrtsbeamten zu besuchen und malte sich das Vergnügen mit den schönsten



Franz Schuberts Geburtshaus in Lichtenthal bei Wien. (S. 347)

Nach einer Photographie von M. Frankenstein & Co., im Verlag von B. A. Seck in Wien.

Farben aus. Das duftige Kleid und all der Tand, der selbst zu einer bescheidenen Balltoilette gehört und von dem Toni gar nichts ihr eigen nannte, verschlangen eine Summe, die sich die Buchhalterin seit geraumer Zeit vom Munde abgespart hatte.

Toni schritt in der Polonaise mit dem Bruder ihrer Freundin, einem Handelsakademiker des letzten Jahrganges, durch den reich geschmückten Saal. Die helle Beleuchtung, die bunte Menge, die heiteren Klänge der Musik bezauberten sie anfangs. Aber der Taumel schwand dann, als neben ihr die Mädchen zum Tanzen abgeholt wurden, und die Paare sich im Takte drehten, während keiner der vielen Herren, die müßig im Saale herumstanden, ihr nahte. Sie sah, wie die jungen Damen von einem Tänzer zum anderen eilten, hörte ihre fröhlichen Worte, ihr helles, glückliches Lachen. Nicht alle

dieser Vielumwobenen waren schöner als sie, manche sogar weit weniger hübsch. Aber sie waren Töchter angesehener Beamten, und die jungen Herren tanzten schon aus Klugheit und Artigkeit mit ihnen. Die arme Toni hatte außer dem halbreifen Jungen, der überdies herzlich schlecht herumsprang, keine bekannte Seele im Saale und fiel weder durch große Schönheit noch durch prachtvolle Toilette auf. Mitunter verbeugte sich wohl ein Fremder vor ihr, das war meist ein schüchternen Anfänger, im Tanz und in den Manieren linksch und unbeholfen. Nein, das war nicht der erträumte, erhoffte Genuß. Frühzeitig brach sie auf.

In ihrem Bette schluchzte die arme Buchhalterin vor bitterem Weh. Niemals noch war ihr das Leben so häßlich, so trübselig erschienen. Aber der Wunsch nach Abwechslung, Anregung, nach einem Interesse, das

sie aus Leben fesseln könne, wurde immer stärker.

Früher schon war ihr manchmal der Gedanke aufgetaucht, einen anregenden Briefwechsel zu führen. Sie ließ nun in einer Wiener Zeitung eine Anzeige einrücken, laut welcher sich eine junge Dame nach Gedankenaustausch sehne. Toni staunte, als sie die zahlreich eingelaufenen Antworten erhielt. Gab es denn so viele schreiblustige Seelen? Mit lebhafter Neugierde machte sie sich an die Lektüre. Nach Beendigung derselben war sie um ein Stück Menschenkenntnis reicher. Denn nur die wenigsten der Briefe waren in herkömmlichem Tone gehalten. Wize, unverschämte Bemerkungen enthielten die einen, Weltunerfahrenheit und schüchterne Einfalt die anderen. Mit den wenigen, die in Betracht kommen konnten — im ganzen vier — begann Toni den Briefwechsel.



Am 2. Sept 1892 wurde
an dieser Stelle der
Pörgschiffle C Reiser
aus Gornisch von ruck
loser Hand erschossen
R.I.P.

Am Allerseelestage. (S. 347)

Sie war klug, mit natürlichem Witz begabt, hatte viel und aufmerksam gelesen und verstand es, gut zu schreiben. Dieser Briefwechsel beschäftigte ihre Phantasie, regte ihr ganzes Wesen an. Aber die Antworten blieben sich nicht gleich. Liebenswürdiger, wärmer wurden die einen, kälter die anderen, die endlich zu erscheinen aufhörten. Aus den ersteren hingegen sprach ein immer lebhafter sich gestaltendes Interesse für die so leicht und ungezwungen plaudernde Brieffschreiberin, und die beiden Herren baten, fast zu gleicher Zeit, um persönliche Bekanntschaft.

An einem Sonntagnachmittag ging Toni mit klopfendem Herzen in das Künstlerhaus, wohin sie einen der beiden Herren bestellt hatte. Mit dem Opernglas als Erkennungszeichen in der Hand, betrat sie den großen Saal im ersten Stockwerke und blieb in der Nähe des Eingangs stehen. An der Mittelwand hing eine Landschaft Meister Andreas Achenbachs. Vor derselben stand, ebenfalls mit dem Opernglas in der Hand und einer blauen Blume im Knopfloch, ein junger Mann. Verstohlen blickte das junge Mädchen hin; aber die wenigen Blicke enttäuschten sie gründlich. Sie mochte diese überschlanken Gestalten mit den abfallenden Schultern, die so leicht auf Charakterschwäche schließen lassen, niemals leiden. Und dies unbedeutende, ausdruckslose Gesicht! Die Buchhalterin verbarg ihr Erkennungszeichen und verließ ärgerlich den Schauplatz des mißlungenen Stellbucheins.

Zu Hause angekommen, las sie die Briefe nochmals durch. Wie flach, wie abgeschmackt erschienen ihr nun diese Zeilen! Sie nahm das Päckchen und warf es ins Feuer.

Eine Illusion weniger!

Würde es ihr mit dem anderen Unbekannten ebenso ergehen? Seine Briefe waren ihr die liebsten gewesen. Der leichte, sehr häufig ironische Ton, der gesunde Humor, die reifen, aller Sentimentalität baren Anschauungen hatten ihr imponiert.

„Der kann die gemeine Sorge nicht kennen!“ Halb freudig, halb wehmütig bitter hatte sie sich das gedacht.

Sie wollte ihn sehen und bestellte ihn für einen Sonntagvormittag ins Belvedere.

Zagend vor dem Ausgang dieser Begegnung, stieg sie die breite Treppe empor und wandte sich zu dem sogenannten Spiegelkabinett. Die Nischen dort waren durch gelbseidene Vorhänge verdeckt, und hinter einem derselben verbarg sich das junge Mädchen. Da hörte sie rasche Schritte, und vor L'Allemands „Laudon“ stand ein hochgewachsener, junger, eleganter Mann, eine schöne Erscheinung mit gebräuntem, scharf geschnittenem Antlitz, dunklen Augen und Bart.

Die Buchhalterin hielt den Atem an, sie fühlte das Blut sich zum Herzen drängen — ihr war's, als stünde sie ihrem Schicksal gegenüber. Was konnte sie diesem Manne, dem Frauengunst ungebeten, ungewünscht zufallen mußte, sein? Häßlich erschien ihr nun im Geiste ihr eigenes hübsches Gesicht, ihre schlanke, zierliche Gestalt.

Nein, ihre Lebenskreise durften einander nicht berühren.

Toni regte sich nicht. Dem Herrn wurde das Warten zu lang und er ging. Langsam schritt er dem Ausgange zu. Sie atmete auf, allein ihr schützendes Versteck verließ sie nicht. Erst nach einer Viertelstunde, die ihr ewig lang dünkte, ging sie fort, hinunter über die Treppe, das Haupt gesenkt. Da schlug eine Stimme jäh an ihr Ohr, und als sie betroffen aufblickte, stand der Unbekannte neben ihr und küßte den Hut. Lächelnd sprach er: „Fräulein Toni, meine liebens-

würdige, geistreiche kleine Freundin, nicht wahr, Sie sind es? Ich bin Bernhard.“

Sie nickte mechanisch zu seinen Worten und schwieg. Ein überlegenes Lächeln glitt über seine Lippen.

„Sie scheinen sich von mir eine andere Vorstellung gemacht zu haben und sind nun enttäuscht. Sie wollten sich nicht zeigen.“

„Ja, aber woher wissen Sie —?“

Er lachte wieder, daß aus dem dunklen Bart die weißen Zähne blitzten. „Ich stand zur bestimmten Stunde hinter einer Thür, die ins erste Stockwerk führt, und ließ Sie vorübergehen. Soll ich Ihnen erst sagen, daß ich entzückt bin, meine geistreiche Korrespondentin so hübsch zu finden?“

Entrüstet blickte sie zu ihm auf.

„Sie spotten wohl?“

„Gewiß nicht. Wenn Ihre äußere Erscheinung häßlich gewesen wäre, hätte ich mich gar nicht gezeigt.“

„Sie hätten mich also umsonst warten lassen?“ In dem Mädchen empörte sich bei diesem Gedanken jeder Blutstropfen. „Wissen Sie, daß dies gar nicht ritterlich ist?“

„Ritterlich nicht, aber verständlich und vorzüglich. Aber wozu diese Erörterungen? Sie übertreffen das Bild, das ich mir von Ihnen gemacht, so daß ich dem Zufall danke, der uns zusammengeführt hat.“

Und er reichte ihr den Arm. Nun schritten sie den Belvederegarten hinab, vorbei an den mächtigen Sphinxen mit den eingeschlagenen Nasen, vorüber an den pausbacigen Monatsgöttern. Er scherzte und plauderte mit einer Unbefangtheit und Ueberlegenheit, die sie verblüffte. Und seine Heiterkeit zwang sie, die, wie alle sanguinischen Naturen, unter der Herrschaft des Augenblicks stand, zum Lachen und regte ihren Witz an.

Als sie sich trennten, sprach er vom Wiedersehen wie von etwas Selbstverständlichem, und sie sagte zögernd zu. Wie berauscht kam sie heim. Noch war sie nicht blind, noch dachte sie an ihren Voratz, den sie, hinter dem Vorhange stehend, gefaßt hatte, an den dem Voratz, den schönen Mann zu meiden. Aber jetzt trat sie nicht mehr zurück. Wenn ihr der Verkehr mit Bernhard auch Schmerz, ja Verzweiflung bringen würde — besser einmal auf das weite, wilde Meer der Leidenschaft sich wagen, wenn das Schiffelein dann auch versinken mochte, als auf glatten, ewig ruhigen Wellen der Einförmigkeit dahintreiben.

Sie sahen einander nun öfters; abends holte er sie vom Geschäfte ab, und dann wandelten sie durch die stillen, laublosen Prateralleen. Und endlich küßte er sie. Das hatte sie sich anders vorgestellt. Zuerst, hatte sie gemeint, müsse eine feierliche Liebeserklärung kommen, und dann müsse er schüchtern, zaghaft sie um einen Kuß bitten. Er aber hatte seinen Arm um ihre Schulter gelegt und sie an sich gezogen. Von wehevoller Stimmung war an ihm nichts zu merken; der schöne Mann lachte ob ihres Ernstes und nannte sie „Närrechen“. Aber er war herzlich zufrieden mit dem allerliebsten kleinen Romane, in welchem er die Rolle des Helden spielte.

Aber Romane, mögen sie nun erdichtet oder erlebt sein, haben ein Ende.

Eines Tages erhielt Bernhard, wie er sagte, plötzlich den Auftrag, eine Reise anzutreten, die mehrere Monate in Anspruch nehmen sollte.

Toni erblaßte, als sie davon hörte. „Wirfst du mir schreiben?“ fragte sie angstvoll.

„Sicherlich, Kleine! Ich freue mich auf deine Briefe. Du plauderst so reizend!“

Lachend nahmen sie voneinander Abschied.

„Weißt du, Mädchen, was mir an dir so sehr gefällt? Du hast keinen Funken Sentimentalität an dir!“ sagte er, indem er sie noch einmal umarmte.

Nein, Toni weinte nicht und war nicht sentimental. Sie wußte, daß er Thränen nicht liebte. Sie lachte also mit Aug' und Mund, indes ein unbeschreibliches Gefühl ihr das Herz zusammenpreßte. Sie ahnte, dieser Abschied sei das vorlezte Kapitel in jenem kurzen Romane, der sie beseligt hatte. Und ihre Ahnung täuschte sie nicht. Nach kurzer Zeit erhielt sie einen Brief.

„Glaub mir, daß es nicht erkaltende Liebe, nicht Gleichgültigkeit ist, die mir diese Zeilen diktiert. Aber Pflicht und Gewissen heischen gebieterisch, daß ich Dir entsage. Ich darf Dein Herz nicht länger an mich fetten, um Deines eigenen Glückes willen nicht. Du weißt, ich bin kein reicher Mann, Toni. Heiratete ich Dich, dannkehrten binnen kurzem Sorgen und Kümmernisse bei uns ein. Unter dem Drucke des Glends, der gemeinen Not des Lebens würden Glück und Liebe sterben, und wir beide bereuten einst den Tag, der uns zusammengeführt hat. Und darum bitte ich Dich, mich zu vergessen. Dein Herz soll frei sein, damit Du es einem Manne schenken kannst, der Dich zu seinem Weibe, Dich wirklich, dauernd glücklich machen kann. Ich sage Dir keine Phrasen von nie ersterbender Liebe, aber wenn Du einmal einen Rat, einen Dienst nötig hast, wie ihn Dir nur ein wahrer Freund geben und leisten kann, dann, Toni, wende Dich an mich! . . .“

Er hatte geäußert, als er diese Zeilen geschrieben, sie waren ihm wirklich nicht leicht geworden. Sie war so einfach, so klug, so uneigennützig, zärtlich und lieb gewesen!

Nicht einen Augenblick war es ihm eingefallen, daß seine Stellung es ihm erlaubte, sie zu heiraten. Er bezog dreitausend Gulden Gehalt und die halb so großen Zinsen seines ererbten Vermögens. Aber das war ihm zu wenig. Er wollte reich, sehr reich heiraten. —

Arme Toni! Stolz und Leid, Haß und Neigung kämpften miteinander in ihrer Brust. Und noch andere Stürme brausten über sie daher. Die Firma, bei der sie als Buchhalterin thätig gewesen, fallierte, und Toni war brotlos. Anfangs nahm sie das leicht. Sie hatte ausgezeichnete Zeugnisse und meinte, sie müsse bald einen Posten finden. Welcher Irrtum! Es gab bei jedem zu besetzenden Amte eine Menge Mitbewerberinnen, und die arme Toni ging leer aus. Mit schwerem Herzen kündigte sie die Miete ihres netten Zimmerchens und siedelte in einen Borort über, wo sie in den ärmlichsten Verhältnissen weiterlebte.

Manchmal war sie der Verzweiflung nahe. Aber eine Art wilden Trostes hielt sie aufrecht. „Ich will nicht zu Grunde gehen,“ sagte sie sich mit zusammengebissenen Zähnen. Oft haßte sie die Welt, sah alle Menschen als Feinde an, und sie hatte so unrecht nicht mit ihrem Haße, denn selbst die Existenz, das einfache Vegetieren, auf das jedes Tier ein angeborenes Recht hat, schien man ihr unmöglich machen zu wollen. In manchem eleganten Geschäfte, dessen Eigentümer notorisch reich war, bot man ihr ein Gehalt, das wie ein Hohn erschien auf Menschenwürde und ehrliche Arbeit.

Von der eisernen Notwendigkeit gedrängt, nahm sie endlich doch eine Stelle mit einem Hungerlohn an. Und um trotzdem weiterleben zu können, beschloß sie, unfreiwilliges Mitglied des Vegetarianerklubs zu werden. —

Ein Jahr war vergangen. In Tonis Antlitz hatten sich leise Falten gegraben, und eine fahle Farbe gab Kunde von den Entbehrungen, die sie erleiden mußte. Sie ging nicht gebeugt. Das Haupt hoch getragen, die Schultern zurückgehalten, schritt sie nach wie vor ihres Weges. Nur war's nicht mehr Lebenslust, sondern Stolz und eiserner Trost, der ihren Kopf so hoch hielt.

Eines Abends schritt Toni über die Gürtelstraße, die sie passieren mußte, um in ihre Wohnung zu gelangen, und kam zu einem Brunnen, in dessen Nähe kleinere und größere Knaben pfeilschnell über einen schmalen Eisstreifen glitten, denn es war Mittwinter. Da hörte sie plötzlich einen lauten Schrei — die Buben stoben auseinander. Toni sah einen kleinen Jungen weinend und jammernd auf dem Eise liegen. Sie trat näher, beugte sich liebevoll über ihn und half ihm aufstehen. Es war ein herziges, ungefähr sechsjähriges Büschchen, das schmerzlich sein frisches Gesichtchen verzog, als es nun auf den Füßen stand.

„Hast du dir weh gethan?“
Er nickte nur und deutete auf den Hinterkopf und den rechten Fuß. Dann versuchte er, einen Schritt zu machen, aber wimmernd zuckte er zusammen; augenscheinlich hatte er sich den Fuß verstaucht.

„Wo wohnst du denn, armer Kleiner?“ fragte Toni den Knaben.

Dieser nannte Gasse und Hausnummer. „Hilf du mir den armen Schelm führen,“ wandte sich das Mädchen an den größten der Buben, die sich mittlerweile wieder um ihren verunglückten Gefährten und um das Fräulein geschart hatten.

Von Toni und dem Knaben mehr getragen, als geführt, gelangte Karl, so hieß der kleine Verletzte, zu seiner Wohnung. Auf der Stiege nahm Toni den schweren Jungen auf den Arm, trug ihn bis in das zweite Stockwerk und drückte auf die Glocke der Thür, die Karl bezeichnet hatte.

Das Guckloch wurde geöffnet, und Karl rief: „Mach mir auf, Mizi, ich bin's.“

Nun ging die Thür auf, und ein ungefähr achtjähriges Mädchen erschien auf der Schwelle.

„Dein Bruder ist gefallen,“ sagte Toni freundlich und trug den Knaben in das erleuchtete Zimmer zu einem Diwan. „Wo ist deine Mutter, Mizi?“

Das Kind sah Toni groß an. „Wir haben keine Mutter mehr, sie ist gestorben, als ich noch klein war.“

„Und der Vater?“
„Der ist im Amt.“

„Seid ihr denn ganz allein?“ fragte Toni erstaunt, während sie dem Knaben Schuhe und Strümpfe auszog.

„Wir haben ein Dienstmädchen, das ist vor einer halben Stunde fortgegangen.“

„Arme Kinder!“ dachte Toni und ließ ihre Blicke durch das Zimmer schweifen. Die Möbel zeugten von einer gewissen Wohlhabenheit; aber der ganze Raum trug den Stempel der Verwahrlosung. Während Toni ein nasses Tuch um den Fuß des Knaben schlug, begann sich dieser heftig zu erbrechen.

Toni erschrak. Sie deutete dies als Zeichen einer Gehirnerschütterung. Eben wollte sie Mizi den Auftrag geben, einen Arzt zu holen, als es läutete, und das Dienstmädchen erschien, das mißtrauischen Blickes die Fremde maß.

„Karl ist krank, holen Sie augenblicklich einen Arzt, es ist gefährlich!“ befahl Toni in einem Tone, der keinen Widerspruch aufkommen ließ, und erschrocken gehorchte die pflichtvergeßene Magd.

Nun schlug Toni die Decke von Karls Bett, rückte die Kissen zurecht und legte den

Knaben, dessen Erbrechen sich wiederholt hatte, auf das Lager. Abermals läutete es.

„Das ist der Vater!“ rief Mizi freudig und rannte fort, um zu öffnen.

Ein wenig befangen trat Toni dem nicht mehr jungen Manne entgegen, der erstaunt die Fremde gewahrte. In wenigen Worten erzählte sie das Vorgefallene. Angstvoll trat der Vater zu dem Knaben. Nun kam die Magd mit dem Arzte. Dieser erklärte, daß in der That eine leichte Gehirnerschütterung vorliege und verordnete das Nötige. Toni wollte sich jetzt entfernen, der kleine Karl aber richtete sich auf und bat in stehendem Tone: „Nicht fortgehen!“

Jetzt erst wurde der Vater sich bewußt, daß er dem fremden Mädchen noch gar nicht gedankt habe, und holte diese Versäumnis nach. Toni wehrte lächelnd ab.

„Nicht fortgehen!“ rief der kleine Patient und faßte die Hand des Mädchens.

„Aber, Karl, wir haben das Fräulein schon viel zu lange aufgehalten!“

„Das macht nichts,“ lächelte sie, „wenn Sie gestatten, bleibe ich noch ein wenig hier.“

„Ich wäre Ihnen unendlich dankbar; ich fürchte nur, daß man Sie zu Hause vermissen wird.“

„Mich erwartet und vermisst niemand, ich habe weder Eltern noch Geschwister und stehe ganz allein,“ sagte Toni traurig.

Sie blieb noch lange bei dem Knaben und schied mit dem Versprechen, wiederzukommen. Sie that es, kam öfter und öfter, auch als Karl schon genesen war, und die Kinder hingen bald mit innigster Liebe an der „Tante“, die mit ihnen spielte und ihnen schöne Geschichten erzählte. Der Vater der beiden Mutterlosen lenkte das charaktervolle, verständige Mädchen, das in seinem Herzen einen solchen Schatz von Güte barg, immer mehr verehren, und endlich reiste in ihm der Entschluß, sie zur Mutter seiner Kinder zu machen. Er schrieb ihr:

„Ich bin Beamter, und mein Einkommen beläuft sich auf achtzehnhundert Gulden. Das ist freilich wenig. Ich kann Ihnen also keine glänzende Zukunft bieten, nur ein treues, starkes Herz. Auch hätte ich niemals den Mut gefunden, wenn Sie gegen meine armen Kinder nicht so lieb gewesen wären. Für sie bitte ich: Werden Sie den Verwaisten eine Mutter.“

Toni war überrascht durch diesen Antrag. Ihr waren die Kinder ans Herz gewachsen, allein Herrn Simmer schätzte und achtete sie nur. Sie hegte für ihn nicht ein Atom jener heißen Liebe, die sie für Bernhard gefühlt und noch fühlte. Eine Ehe ohne Liebe! Sie hatte immer davor zurückgebebt. Aber vor ihren Augen tauchte ihre trostlose, einsame, von Sorgen und düsterte Zukunft auf, grau und lichtlos starrte ihr das Leben entgegen. Als Simmers Frau war sie wenigstens vor der häßlichen Not geschützt und vor der öden, traurigen Verlassenheit eines einsamen Alters. Dennoch bat sie um einige Tage Bedenkzeit.

Am darauffolgenden Abend mußte Toni die Ferdinandsbrücke überschreiten. Sie achtete, den Blick auf den Fluß geheftet, nicht der Menschen, die an ihr vorübereilten. Plötzlich stieß sie unsanft an einen Herrn; sie zuckte zusammen, als er ihr das Gesicht zuwandte, es war Bernhard.

„Toni!“ rief er erregt.

Sie aber kehrte sich wortlos ab und ging weiter. Er stürzte ihr nach und ergriff ihre Hand.

„Hör' mich an, Toni, wie ist es dir ergangen?“

Sie riß sich los. „Was kümmert's dich? Unsere Wege sind getrennt.“

„Sei nicht hart, Mädchen! Sieh, ich ver-

gaß dich bis heute nicht. Sprich, fühlst du noch etwas für mich?“

„Wozu die Frage? Wir können einander nichts mehr sein und darum leb' wohl!“

„Ich lass' dich nicht so unverzöhnt von mir gehen. Du mußt mir sagen, daß du mir nicht grollst.“

„Grollen? Nein, dir nicht. Was kannst du dafür, daß ich ein armes Mädchen bin? Und nun laß' mich! Man beginnt aufmerksam zu werden.“

Sie eilte fort, und er versuchte es nicht mehr, sie zu halten. Aber wissen mußte er Näheres über sie, und darum gab er einem in der Nähe stehenden Dienstmann den Auftrag, dem Mädchen zu folgen, ihre Adresse auszuforschen und ihm zu überbringen.

Dann ging er gedankenvoll nach Hause. Armes Mädchen! Sie sah so blaß, so leidend aus, ihre Kleidung war so ärmlich, sie litt vielleicht not.

Der Gedanke verursachte ihm Pein, die sich vergrößerte, als nach geraumer Zeit der Dienstmann mit der gewünschten Adresse kam. Dort, in dem Viertel, das meist nur vom Proletariat bewohnt wurde, lebte die arme Toni, und der Gegensatz zwischen den eleganten Zimmern, in denen er hauste, und Tonis Wohnung trat ihm so grell vor Augen, daß es ihn schmerzlich berührte.

Den nächsten Abend fuhr er hinaus nach des Mädchens Behausung und wartete in ihrem Stübchen, das ihm die Vermieterin geöffnet hatte, auf die Buchhalterin.

Sie trat zurück, als er ihr entgegenkam. „Was willst du von mir?“ sagte sie leise und sah über ihn hinaus ins Leere.

„Sei nicht unfreundlich, Toni! Sieh —“

„Laß' uns vernünftig miteinander reden,“ sprach sie und bot ihm einen Stuhl. Sie selbst blieb stehen und lehnte sich an die Thür. „Was willst du von mir? Unser Verhältnis wieder aufnehmen? Das geht nicht mehr. Du würdest mir binnen kurzem doch einen zweiten Abschiedsbrief schreiben. Fühlst du aber nur Freundschaft für mich oder gar Mitleid, dann geht es auch nicht. Für die Almosen deines Herzens bin ich zu stolz.“

„Ich erfuhr, daß du in Bedrängnis warst. Warum sagtest du mir nichts?“

„Ich wäre eher verhungert, ehe ich mich an dich gewendet hätte!“

„Dein Stolz ist thöricht, du besitzest keinen aufrichtigeren Freund als mich.“

„Ich kann von Freundschaft nichts hören. Geh, ich bitte dich, deine Anwesenheit thut mir weh!“

„Toni, beruhige dich!“ Er versuchte es, ihre Hände zu fassen und sie an sich zu ziehen.

„Nein, geh!“ bat sie ungestüm, riß sich los und flüchtete zum Fenster. „Geh,“ wiederholte sie, „wenn du mich je geliebt hast, du marterst mich!“

Er nahm seinen Hut und ging. Schon klinkte er die Thür auf, da —

„Bernhard!“ klang es wie ein Aufschrei.

Er stürzte hin zu ihr und schloß sie in seine Arme, die leidenschaftlich an seinem Halse hing.

„Mein Märchen, hast du mich noch lieb?“ flüsterte er und küßte ihre geschlossenen Augen.

Sie sah zu ihm auf, lange, wie jemand, der weit in die Fremde zieht und die geliebteste Stätte noch einmal lang und fest betrachtet, um sich das Bild derselben auf ewig einzuprägen.

„Ich hab' nie aufgehört, dich zu lieben, Bernhard.“

Sie entwand sich seinen Armen, aber sie wankte, daß er sie stützen mußte. Nun ließ sie sich zu einem Sessel führen.

„Ich muß dich doch fortschicken,“ sagte sie, mit schwachem Lächeln zu ihm aufsehend.

„Aber ich darf wiederkommen, nicht wahr, Liebste?“

„Ja!“ hauchte sie.

„Morgen, ich werde keine Ruhe haben, bis ich weiß, daß es dir besser geht. Darf ich dir einen Arzt senden?“

„Nein, ich danke dir. Aber nicht morgen komm, sondern in drei Tagen erst, bis ich mich erholt habe. Hast du noch dieselbe Wohnung wie früher? Ich werde dir vielleicht schreiben.“

Raum hatte Bernhard das Zimmer verlassen, da erhob sich das Mädchen von ihrem Sitz und schleppte sich mühsam zu ihrem Bette. Mit ihrer Kraft war es zu Ende.

Sie fiel in die Kniee, und schwer sank ihr Haupt auf die Kissen. Im Gemache war es dunkel, die kleine Lampe erhellte düster den niederen Raum, in den von der Straße her das Rollen der Räder klang. Stillter und stiller wurde es, die Stunden verrannen, Toni verharrte in derselben Stellung. Sie kämpfte den schwersten, heißesten Kampf, den Kampf des Verstandes, der Vernunft, der Ehre mit dem Herzen. Ja, sie liebte ihn noch immer, den schönen Mann mit den zärtlichen, lieben Schmeichelworten, obwohl sie wußte, daß er ihr Verderben werden mußte, wenn sie nicht eine Schranke zwischen sich und ihn stellte, eine Schranke, erbaut von der Pflicht, dem Gewissen, eine Schranke, die das ungestüme Herz nicht niederreißen konnte

wie jene, welche der Verstand zusammengesetzt. Und sie hatte ja das Mittel in der Hand, die Schranke zu errichten. Warum war sie so thöricht und kämpfte noch?

Mitternacht war vorüber. Müde von den Aufregungen warf sich Toni auf ihr Lager, und wohlthätig schloß der Schlummer ihr die Augen.

Am nächsten Morgen schrieb sie Herrn Simmer, er möge ihr am Abend die Kinder senden und sie vor neun Uhr durch das Dienstmädchen abholen lassen.

Als Karl und Mizi freudig in der Tante Toni Zimmerchen sprangen, da stürzte diese auf die Kleinen los und schloß sie stürmisch an ihre Brust. Sie hob sie auf ihren Schoß und herzte sie immer und immer wieder, und

Humoristisches.



Er kennt sie.

Patientin: Aber, Herr Doktor, nun habe ich schon wenigstens fünf Minuten Ihnen meine Zunge herausgestreckt, und Sie haben sich dieselbe noch nicht einmal angesehen.

Arzt: Dies ist auch ganz unnötig, ich wollte nur in Ruhe das Rezept schreiben.



Wörtlich befolgt.

Photograph (scherzend):

Jetzt, bitte, recht freundlich; denken Sie 'mal, Sie hätten ein Protokoll zu machen.

Schumann (zum Fenster hinaussiehend): Wird auch gemacht... eben sehe ich Ihren Hund draußen ohne Maulkorb umherlaufen.

die Kinder umarmten sie glücklich, lachten und tollten und wollten sich von ihr nicht trennen, als das Dienstmädchen erschien.

„Geht nur, ich komme ja bald zu euch und dann —“

Die Stimme brach ihr. Aber nur einen Augenblick. Tief Atem holend, setzte Toni fest hinzu: „Dann gehe ich nicht mehr von euch fort.“

„Tante! Tante!“ jubelten die Kinder und sprangen an ihr in die Höhe und zerzten sie an den Kleidern.

Der „Tante“ kamen die Thränen in die Augen, als sie den Jubel sah und hörte, und sie gelobte sich im stillen, den Kindern stets die beste Mutter zu sein.

Toni hatte Mühe, die Glücklichen zu beschwichtigen und fortzuschicken. Aber der Kinder Freude ließ ihre Hand nicht zittern, als sie Bernhard schrieb: „In kurzer Zeit werde ich eines braven Mannes Frau; meine Liebe zu Dir habe ich begraben. Es ist ein stilles Glück, das mir die Zukunft bringt, anders, als ich es mir einst geträumt, aber es bedeutet einen sicheren Hafen für mich, deren Lebensschiff so oft in Gefahr war, aus den Fugen zu gehen.“

Bilder-Rätsel.



Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Bilder-Rätsels in Nr. 43:
Wer steht morgens frühe auf, verlängert seinen Lebenslauf.

Zahlen-Rätsel.

1, 2, 3, 4, 5, 6, 7
Hat der Glückspilz, wie man sagt,
Aber 4, 5, 6 nicht 7
Durch'sgen Kehlen wohlbehaft.
Dort, wo blau die Donau fließt,
Nur 4, 6, 5, 7 glüht,
Zählt man 1, 5, 2, 3, 1,
Fehlt am halben Duhend feins.
4, 6, 2, 3, 1, 5 glebt es
In der Schule — keiner liebt es;
Aber wird dies nun gerieben
Mit dem Haar, das 1 bis 7
Dazu liefert, dann entleht
Glanz auf dem, darauf man geht.

Auflösung folgt in Nr. 45.

Logogriff.

Giebt einem Körperteile du ein Zeichen,
Dann wird das neue Wort das Meer erreichen.
Auflösung folgt in Nr. 45.

Auflösung des Scherz-Rätsels in Nr. 43:
Licht, leicht.

Alle Rechte vorbehalten.

Redigiert unter Verantwortlichkeit von Th. Freund, gedruckt und herausgegeben von der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.